Da erklang eine fremdländische Stimme, und ein brauner Zwanzigmarkschein, so wie Fredy ihn einst besessen hatte, wurde dem Wirt entgegengestreckt. „Ich bezahle das Essen und das Nachtlager, und du kommst jetzt zu mir!"

Wieder bekam der knurrende Purzel einen Bauchstoss, aber dieses Mal von dem fremden Mann. Dieser verliess mit seinen Angehörigen das Wirtshaus und schritt mit Fredy der naheliegenden Wiese zu. Dort standen bunt angestrichene Wagen, Musik ertönte, und die Dorfbewohner bildeten neugierig einen Ring. Der Mann sprach zu Fredy: „Hör zu, mein Junge, ich habe dir aus der Patsche geholfen, nun musst du mir auch einen Gefallen tun. Ich bin der Chef einer bekannten Zigeunertruppe. Es ist uns die hohe Ehre widerfahren, von dem Gutsherrn, der die Osterfeiertage auf seinem Landhaus verbringt, eingeladen worden zu sein, um eine Vorstellung abzuhalten. Nun ist unser Clown plötzlich erkrankt. Du bist jung und gelenkig, ich werde dich einkleiden und anmalen. Purzelbäume wirst du gewiss schlagen können, und dein Köter hier bekommt ein buntes Mützchen aufgesetzt und wird ebenfalls zur Belustigung beitragen."

Mit dreizehn Jahren erscheint einem Jungen so ein Abenteuer lustig und unterhaltend. Fredy war mit allem einverstanden und betrat eine halbe Stunde später mit den Zirkusleuten den Gutshof, blau und grün eingekleidet, mit klingenden Glöckchen, das Gesicht lustig bemalt, gefolgt von Purzel, der mit wütender Gebärde nach einem Hütchen schnappte, das auf seiner linken Kopfhälfte sass und ihm dadurch eine unfreiwillige Komik gab.

Das Gut gehörte dem Besitzer einer grossen Metallfabrik, der durch das schöne Wetter verleitet, seine Freunde in der Stadt eingeladen hatte, den Ostersonntag und Ostermontag auf seinem Gut zu verbringen. Bei einer guten Ananasbowle war ihm der Gedanke gekommen, die Zigeuner heraufholen zu lassen. Diese Vorstellung passte so recht in die heitere Stimmung des Gastgebers und seiner Gäste. Letztere bestanden meistenteils aus den bei dem Fabrikbesitzer angestellten Direktoren. Ein jeder bemühte sich, den Wirt zu umschmeicheln, denn es kommt mehr wie einmal vor, dass solche vergnügte Feststimmung Beförderung oder Gehaltserhöhung nach sich zieht.

Mit lauter Stimme verkündete der Zirkusbesitzer den Namen der Zirkusschau: Clown Pips und das widerspenstige Osterei!

Der Inhalt sei der, dass ein Clown einem Osterei nachrenne und ihm dabei jedesmal etwas anderes in den Weg komme: Tänzerinnen, Affen, Pferde, kurzum alles, was in einem Zirkusinventar vorrätig ist.

Mit meisterhaften Purzelbäumen kullert jetzt Clown Pips in die Mitte der notdürftig gebauten Manege. Hinter ihm kläfft mit wütenden Sprüngen ein Dackel her. Herzliches Lachen bei den Zuschauern.

Leider ist es niemals über den Anfang des Stückes hinausgekommen. Bei den ersten Bellauten des Hundes hatte sich einer von den Gästen neugierig so weit wie möglich vorgebeugt: nach den Purzelbäumen des Clown Pips geschah es, dass mit jaulendem Gekläff der Hund zwischen die Zuschauer sprang, gerade auf den vornübergebeugten Herrn zu, den er mit den Zeichen höchster Freude beleckte und an dessen Knie er sich den ihn offenbar sehr störenden Hut abstreifte. Der Herr war so bleich geworden, wie der angemalte Clown. Mit den Rufen: „Mein Sohn, mein Kind!" stürzte er auf den Clown zu, riss ihn an sich und rief ungläubig: „Fredy, Purzel, um Gotteswillen was ist nun mit euch los, wie kommt ihr hierher? Und in diesem Aufzug?"

Dies war das Ende von Fredys Osterausflug. Der Gutsherr liess sich von dem Sohn seines Direktors Steinke den Hergang der kurzen Clownlaufbahn erzählen und amüsierte sich köstlich darüber. Der Zirkusbesitzer wurde reichlich entschädigt und zog ohne Pips mit dem widerspenstigen Osterei ins nächste Dorf!

Fredy verlebte einen herrlichen Ostermontag auf dem Gut. Mit dem Alleinreisen war es nun vorläufig vorbei — aber er bekam keine Vorwürfe des Vaters zu hören, denn dieser hatte seinerseits von dem in bester Stimmung befindlichen Gutsherrn eine recht annehmbare Osterbeförderung erhalten . . .

Purzel aber betrachtete von diesem Tag an midleidsvoll und scheu alle Brüder und Schwestern, die von grossen, bunten Plakaten mit Mützen oder phantastischen Halskrausen bekleidet das Publikum in den Zirkus lockten!

Natur und Mensch

Siwa, der Regenspender

Alljährlich findet in Bangkok, der Hauptstadt Siams, das heilige grosse Frühlingsfest statt, auf dem die Hilfe des mächtigen Gottes Siwa angerufen wird. Siam ist vom April bis zum Dezember fast ganz ohne Niederschläge, und die Ernte kann nicht gedeihen, wenn nicht vorher Regen in starken Mengen gefallen ist. Siwa ist einer der volkstümlichsten Götter der Inder, der seinen Thron hoch oben auf dem Himalaya hat und von dort den Blitz schleudert, der alles zerstört. Ein schrecklicher Gott in seinem Zorn, liebt er zugleich die Menschen, denen er den Regen sendet. Als Symbol seines Zorns hat er in der Hand die Feuerflamme, als Symbol seines alles Irdische durchdringenden Blickes auf der Stirn ein drittes Auge, und als Symbol seiner allumfassenden Güte wird er oft mit fünf Armen abgebildet. Um seine Hilfe zu erflehen, findet in Bangkok im Viertel von Sao Shingsha das Schaukelspiel statt, das von der ganzen Bevölkerung gefeiert und von Vornehmen dargestellt wird. Ueber die Entstehung dieses alten Spiels gibt es viele Legenden, deren poetischste hier mitgeteilt wird.

Einstmals, zur herrlichen Frühlingszeit, waren zwei Liebende in den Garten gezogen: alle Bäume und Sträucher grünten und standen im Blütenschmuck, alle Blumen dufteten, die ganze Luft war von Balsam erfüllt, die Vögel sangen und zwitscherten — die rechte Zeit für ein junges Liebespaar. Da sahen die beiden von mächtigen Weinstämmen starke Ranken herabhängen, und sie nahmen zwei, banden sie zusammen, setzten sich auf das Geflecht und begannen sich zu wiegen und zu schaukeln. In ihrer Seligkeit sassen sie da eng aneinander geschmiegt, und vergassen die ganze Umwelt und sahen nicht den Gott Siwa und die Göttin Uma. Die waren leise herangekommen, und als sie nun das glückliche Paar sahen, erfasste auch sie Sehnsucht nach solchem Glück. Uma bat den Gatten, doch auch für sie beide eine solche Schaukel zu schaffen. Siwa erhörte die Bitte der Gattin und liess eine wunderbare Schaukel herstellen: der Sitz wurde aus den kostbarsten, seltensten Tierfellen bereitet, die herrlich ineinander gearbeitet und geschmückt waren; die Seile erstzten zwei göttliche Schlangen. Und Siwa befahl, sie an der schönsten Stelle des weiten Himmels zu befestigen, und beide setzten sich hinein, Engel ergriffen die Schaukelseile und sangen und tanzten dazu, und beide waren selig in Liebe versunken wie jene beiden Menschenkinder. Aber nicht lange dauerten Spiel und Lust; da kamen Götter und Göttinnen herbeigestürzt und flehten zum grossen Gott, dass er aufhöre mit dem Spiel; denn durch das Schaukeln sei das ganze grosse Himmelsgewölbe ins Schwanken geraten, alle Wasser des Himmels hätten sich gelöst und ergössen sich über die Erde, und den Menschen drohe von der grossen Wasserflut der Untergang. Da hielt Siwa an und hiess Uma aussteigen; und die Wasser legten sich sofort. Er aber befahl in jedem Jahr, zu dieser Zeit, die Schaukel für ihn und Uma bereitzustellen, jedoch nur auf kurze Zeit, damit Land und Menschen nur den Segen des Regens geniessen sollten.

Fischottern greifen einen Jäger an

Zwei Engländer, die kürzlich am Teich eines elektrischen Kraftwerkes in der Grafschaft Merioneth wilde Enten jagten, hatten ein ebenso ungewöhnliches wie gefährliches Abenteuer zu bestehen. Als der eine der Jäger auf den Zweigen eines teilweise im Wasser stehenden Baumes ein Tier erblickte, das er nicht erkennen konnte, feuerte er und tötete das Tier, das ins Wasser fiel. Als er sich dann am Baum ins Wasser hinabliess, um die Beute zu holen, konnte er feststellen, dass er eine Fischotter erlegt hatte. Im nächsten Augenblick aber tauchten fünf wütende Ottern auf, die sofort zum Angriff übergingen. Der Jäger, der sich mit einer Hand an einen Baumast klammerte und mit der anderen die Flinte hielt, befand sich in einer höchst unbehaglichen Lage. Durch Trampeln mit den Füssen im Wasser gelang es ihm, die wütenden Ottern so lange in Schach zu halten, bis er mit der einen Hand beide Läufe der Flinte abfeuern konnte. Durch den Schuss wurde die grösste Otter, die über einen Meter lang war, getötet. Inzwischen war es auch seinem Begleiter, der bis dahin aus Furcht, seinen Jagdgenossen zu treffen, nicht geschossen hatte, möglich, eine der Ottern zu erlegen, wodurch die anderen Tiere eingeschüchtert wurden und untertauchten.

BERLINER
Volks-Zeitung
Freitag, 28. März 1930

OTT-VAYER

Roman einer 6 TAGE-Mannschaft

Copyright: Carl Duncker, Berlin

Von A. E. WEIRAUCH 23. Fortsetzung

Nachdruck verboten

„Und wenn ich sie hätte voraussehen können," fuhr sie in verzweifeltem Trotz fort, „bitte, fragen Sie einen vernünftigen Menschen, ob eine Schuld darin liegt, zwei Leute zusammenzubringen, die für einander passen, sich lieben und sehr glücklich miteinander sind."

Bunin lächelte ganz leise:

„Aber danach darf man doch um Gottes willen keinen vernünftigen Menschen fragen! Es genügt, wenn Sie sich selbst fragen . . . Sie sind in diesem Falle unvernünftig genug, um sich sofort die richtige Antwort zu geben."

Helge schwieg. Ihre tränennassen Augen starrten auf den grünen Fleck, der, in der Sonne wie Smaragd glänzend, um die Bahn kreiste.

„Aber was soll ich denn jetzt tun?"

Bunin legte seine Hand auf die ihre, eine heisse Hand, leicht und trocken wie Papier.

Nichts. Höchstens das Gefühl festhalten, was Sie jetzt haben. Wenn Sie das können. Aber man muss nichts Uebermenschliches verlangen. Und jetzt konzentrieren Sie all Ihre guten und hilfsbereiten Gedanken auf Vayers Erfolg. Er wird ihn heute noch nötig haben."

Helge nickte wie ein gescholtenes Kind, das Besserung verspricht.

Es strömte so viel Güte und Ruhe aus Bunins magerer kranker Hand. Sie fühlte mit einer sonderbaren Erlösung ihr eigenes Leben und Schicksal unwichtig werden. Es war nur dies eine wichtig: dass Vayer nicht seinen armen Körper vergiftete, dass er nicht erfolglos den Kampf gegen die Gegner, gegen den Partner, gegen die eigene Schwäche kämpfte.

Es war ein erbitterter Kampf, und wie er ihn kämpfte! Es war nicht mehr der schöne, stolze Flug eines Wildvogels, nicht mehr das geschmeidige lautlose Gleiten einer Eidechse. Es war ein gehetzter Hirsch, ein angeschossenes Wild, das vorwärts hastete in verzweifelter Flucht. Das Elfenbeingesicht war wie in Glut getaucht. Die Augen waren weit, unnatürlich starr und wie mit Blut unterlaufen. Die Lippen, schmale farblose Streifen, waren von den Zähnen zurückgerissen, und als genügte das noch nicht, um der gepeinigten Lunge Luft zuzuführen, waren die sonst so fest übereinandergeschlossenen Zahnreihen wie aufgebrochen. Wenn er vorbeiraste, hörte man durch Lärm und Geschrei und Musik und Räderrauschen seinen keuchenden Atem. Er sass nicht mehr mit der unbeweglichen Ruhe des Oberkörpers, mit der stolzen unnahbaren Kopfhaltung, mit der wunderbaren Gleichmässigkeit einer Präzisionsmaschine im Tritt. Er hob sich vom Sattel und trat im Stehen, sein Tritt war unregelmässig, wie ein kranker Puls, sein Körper schwankte, sein Haar flog über dem verzerrten Gesicht.

Zur Zeit der Ablösung stieg Ott auf das Rad, leicht, tändelnd, einem Kameraden ein Scherzwort zurufend, nach dem Zuschauerraum winkend, an seinem Trikot zerrend, das ihm irgendwie nicht recht sitzen wollte, sein Haar glättend, seine Nägel betrachtend. Plötzlich trat Lauriot auf das Rad zu, um es zu halten, er hielt es nicht mit der liebevollen Sorgfalt wie das Vayers, aber sein ganzes gutes ausdrucksvolles Gesicht schien vor Angst und Erregung zu beben, er sprach auf Ott ein, hastig, flüsternd, mit aller Eindringlichkeit. Wie Ott da langbeinig auf dem stehenden Rade sass, sah er plötzlich aus wie ein kleines Kind. Er spielte vor Verlegenheit an Lauriots Schulternähten, er spielte mit seinem Trikot, das er über dem Magen in Falten legte und wieder glatt zupfte, er liess den Kopf ganz tief auf die Brust hängen und schob den Unterkiefer hin und her. Als Vayer im Rudel vorüberflog, keuchend, ohne sich umzusehen, schien Lauriot durch einen leichten Stoss Andrés Blick auf ihn zu lenken. Der Blick glitt scheu unter den Wimpern hervor — die Lider schienen wie erschrocken zu zucken — und folgte dann lange dem Rade mit einem Ausdruck von Schreck und Trauer. Ueber das hübsche Knabengesicht breitete sich ein aufrichtiger Kummer, ein paarmal nickte der blonde Kopf zu Lauriots Worten, kurz und fest, die Hände reckten sich in den Sehnen, ehe sie die Lenkstange umklammerten, und als Lauriot ihn mit kräftigem Stoss auf die Bahn schob, fühlte man die wache Aufmerksamkeit in dem ganzen stählern gespannten Körper.

Vayer hatte kaum mehr die Kraft, um ihn abzustossen, aber für dies eine Mal war es wieder wie früher: dass Ott nicht auf den Anstoss wartete, um anzutreten, dass er mit verhaltener, aber bereiter Kraft die Pedale spielen liess, immer auf der Lauer, immer den Kopf im Nacken, in genauer Berechnung des Sekundenbruchteils, in dem Vayer ihn erreichen konnte, ohne Ueberanstrengung und ohne Verzögerung.

„Wie finden Sie Ott?" fragte Helge flüsternd, „er strengt sich an, Gott sei Dank . . . ich glaube, Lauriot hat ihn etwas aufgehetzt!"

„Hoffentlich hält es vor," sagte Bunin ebenso leise und presste ihre Hand fester. „Es sind nur noch vierzig Minuten — in knapp dreiviertel Stunden ist alles überstanden. Oder wenigstens dies."

Helge betete aus einem angsterfüllten Herzen um einen ruhigen, um einen langweiligen Verlauf des Rennens.

Sie verwünschte das Publikum, das bei jeder Runde, die in flotter, gleichmässiger Fahrt zurückgelegt wurde, sich in Pfeifen und Johlen Luft machte. Sie hätte den kleinen Lesauvage erschlagen mögen, der es nicht unterlassen konnte, immer wieder Vorstösse anzuzetteln. Sie zählte die Minuten, sie hoffte, dass keiner auf den irrsinnigen Gedanken verfiele, etwa noch eine Prämie zu stiften, um das Rennen zu ‚beleben' — und damit wieder Jagd, Stürze, Unheil und Ueberanstrengung zu stiften.

Während die Fahrt gleichmässig weiterging, wandte sich Bunin ihr plötzlich zu:

„Wenn Sie heute abend frei sind, möchte ich Sie zu mir bitten . . ."

„Ja . . . gern . . ." sagte Helge etwas überrascht aufblickend.

„Eine kleine . . . Feier . . . keine Siegesfeier . . . es war so . . . dass Ott uns einladen wollte . . . aber ich habe ihn gebeten, lieber bei mir zu sein und von einer Feier in einem Lokal . . . Abstand zu nehmen . . . ich habe auch Nora und Percy gebeten . . . und ich bitte jetzt Sie . . . Sie dürfen mir nicht übelnehmen, dass ich es nicht früher getan habe . . . aber ich wusste nicht, wie Sie darüber denken . . ."

„Das verstehe ich nicht, Bunin," sagte Helge ruhig, „Sie wissen, dass ich immer gern bei Ihnen bin . . ."

„Ja . . . es ist nur . . . ich habe da eine Aufgabe übernommen . . . vielleicht rede ich mir auch nur ein, eine Aufgabe übernommen zu haben . . . vielleicht ist alles eine Phantasie, ein Hirngespinst von mir . . . aber ich habe jetzt das Gefühl, dass Sie mir bei dieser Aufgabe helfen werden und sie mir nicht erschweren . . ."

„Ich will es wenigstens versuchen?" sagte Helge etwas ratlos. Ott? Nora? Percy? Um was konnte es sich handeln? Kein Wort von Maja. Kein Wort von Vayer.

Das Rennen ging zu Ende, die letzten Spurts flogen vorüber, Ott—Vayer waren mit wenigen Punkten Differenz Zweite nach Menotti—Andreoli, mit einer Runde Rückstand folgten Delaporte—Lesauvage, mit drei und mehr Runden das Rudel der andren.

„Gott sei Dank!" sagte Bunin aufatmend, „dann wird seine Laune erträglich sein. Es ist immerhin ein hübscher Erfolg. Ott hat sich heute wacker gehalten . . . wollen Sie gleich mit mir fahren und mir noch etwas bei den Vorbereitungen helfen? Ich denke, die andern Gäste werden in etwa einer Stunde einlaufen . . . ehe die Jungen gebadet und umgezogen sind, das dauert immer eine gute Weile."

Helge willigte gern ein. Sie klammerte sich fast angstvoll an Bunin und war dankbar, mit ihm zusammen sein zu können, mit ihm zusammen seine Gäste zu erwarten. Aber sie fand den Mut nicht, zu fragen, wen alles er erwartete.

*

Achille hatte alles aufs beste vorbereitet. Bunin und Helge blieb es nur überlassen, die Blumen zu ordnen und zu verteilen, die er in Eimern und Kübeln bereitgestellt hatte.

In dem Gartensaal herrschte grünliche Dämmerung, hinter den tiefgehenden geöffneten Fenstern waren die Läden geschlossen. Es war in dem hohen weiten Raum weit kühler, als im Garten.

Bunin war geschäftig, gesprächig, dabei aber von einer seltsamen Befangenheit und Zerstreutheit, als hakten seine Gedanken in jedem Aufschwung an einem unsichtbaren Widerhaken fest.

„So . . . wenn wir jetzt Durchzug machen . . ." sagte er heiter, „dann wird es am Abend hier ganz erträglich . . ." mitten in der Bewegung hält er inne, mit sinkenden Händen, „ich hoffe es wenigstens."

Helge reicht ihm Blumenzweige hin, die er auf dem Tisch ordnet. Kein Mensch kann das wie Bunin, mit einer so leichten Hand und einem so scharfen Auge, so dass es aussieht, als wäre ein voller Korb über dem Tisch umgestürzt und hätte regellos seine ganze Last entladen — und dass dabei doch jeder Farbtupfen auf dem richtigen Fleck sitzt, wie in einem Bild, das für die Ewigkeit gemalt werden soll.

„Es ist ein ganz schöner Erfolg," sagt Eunin, „Zweite . . bei einer so starken Besetzung . . . vor Delaporte . . . ohne Rundenverlust . . . mögen Sie die Aquilejen auch so gern . . .? Sie sind so rustiques und doch von einer geradezu chinesischen Zierlichkeit . . . es sieht doch wieder aus, wie ein Aufstieg . . . nach den jammervollen letzten Wochen . . . Zweite . . . vor Delaporte . . . für den Anfang . . . mein Gott!" Er hält inne, mitten in der Beschäftigung, die blumengefüllten Hände sinken ein wenig, mit einem ganz verwirrten Blick in den hellen Augen steht er auf: „Ich vergesse es immer! Ich denke immer: nun ist es in Ordnung . . . nun sind die Schwierigkeiten beseitigt . . . und nun fangen sie doch erst an! Alles um diesen Schimmer eines Erfolges."

„Aber es war ein Erfolg, Bunin!" sagte Helge, „als müsse sie ihn trösten, „ein voller und richtiger Erfolg! Haben Sie nicht den Jubel auf der Ehrenrunde gehört? Und diese Befriedigung bei den Habitués? Hundertmal wenigstens hab' ich es heut' mit tiefster Genugtuung gehört: Er kommt wieder! Ah, il revient!"

„Ja . . ." sagt Bunin zerstreut und wirft die letzten Zweige Gypsophula wie einen Schleier über den Tisch. „Und wenn Sie das Hauptwort davon bilden, dann heisst es ‚revenant'!"

Helge stösst unwillkürlich einen leisen Schrei aus und fährt mit den Händen nach dem Gesicht. Und Bunin, der ihrem Blick folgt, fährt zusammen und erblasst. Es liegt gar kein Grund vor, zu erschrecken. Es ist nur ein erwarteter Gast, dem Achille so geräuschlos die Tür geöffnet hat, es ist nur Vayer, der eingetreten ist, und es ist nichts Unnatürliches, dass er im grünlichen Dämmer des Raumes blass aussieht, und dass seine dunklen Augen sehr weit geöffnet sind. Trotzdem stehen sie beide da, Bunin und Helge, und starren ihn an und vergessen, ihn zu begrüssen.

Bis Vayer ein klein wenig lächelt und fragend Bunins letztes Wort wiederholt:

„Gespenst? Wer ist ein Gespenst?"

„Das, was wiederkommt," sagt Bunin mit einem tiefen Atemzug. „Es ist sehr sinnvoll in Ihrer Sprache . . . Alles, was wiederkommt, ist nur Gespenst, nur Spuk . . . und Gespenst ist nur das, was einmal in Wirklichkeit da war und aus der Vergangenheit wieder auftaucht . . ." Er lacht etwas gezwungen: „Aber junge Menschen, wie ihr beide seid, wissen nichts davon. Wenn man Gespensterfurcht hat, dann muss man schon allerlei begraben haben. Jetzt könnt ihr mir helfen, die Kerzen anzuzünden . . . es ist dunkel genug."

Es gibt nur Kerzenbeleuchtung in Bunins altertümlichen Räumen, gelbweisse Wachskerzen in den silbernen Tischleuchtern, in der kristallenen Krone, deren gläserne Eichenblätter ganz leise in jedem Luftzug klirren und singen, Kerzen in den Wandarmen über dem Kamin und neben den hohen schmalen Spiegeln. Aber trotz der Helligkeit, die die brennenden Kerzen verbreiten, bleibt für Helge alles so seltsam traumhaft und unwirklich. Die vielen flackernden Flämmchen, die vielen duftenden Blumen geben dem Raum etwas von einer Kapelle . . . etwas von einer Aufbahrung.

Es ist gut, dass Nora und Percy kommen. Sie sind heute nachmittag nicht beim Rennen gewesen, und man kann ihnen in aller Ausführlichkeit von dem grossen Erfolg erzählen. Helge tut es mit einem Eifer, der ihr von Bunin einen merkwürdigen Blick einträgt — einen verwunderten, und, wie ihr scheinen will, dankbaren Blick. Das Gespräch belebt sich, und auch Vayers Gesicht scheint sich etwas zu beleben.

Nach einigen Minuten kommen Ott und Maja, sehr abendlich und festlich gekleidet, von einer gewissen getragenen Feierlichkeit des Benehmens. Auch Ott kann man beglückwünschen, und man kann, bis über den Anfang des Essens hinaus, das Gespräch ausdehnen . . . wer war es doch gleich, der in der zweiten Wertung so überraschend den dritten Spurt gewann? Und als dann Godet so plötzlich vorstiess, das war ein fabelhafter Moment. Andreoli hatte einen grossen Tag gehabt, er erwies sich als Menottis ebenbürtig . . . schändlich dagegen, wie Vasari versagt hat, dem eine solche Reklame vorausgegangen war! Noch hinter einer Mannschaft wie Perrin—Galey zu enden, die doch jeder als erbärmliche Quetsider betrachtet hatte! Allerdings hat Galey jetzt auf Outsieder betrachtet hatte! Allerdings hat Galey jetzt auf seine alten Tage eine Form, wie er sie in seiner besten Zeit nicht gehabt hat! Als er das einemal . . . ja, in der letzten Wertung . . . an Andreoli vorbeizog, das war doch erstaunlich!

(Fortsetzung folgt.)

Tertianer wird gesucht!

Von MARIO DANNER

Als der freundliche, alte Oberlehrer über seine Brillengläser hinwegsah und laut und vernehmlich sagte: Alfred Steinke, schnellte ein dunkelhaariger, blasser Junge von seinem Platz auf und zwei klare, braune Augen blickten angstvoll auf die Lippen des Sprechenden.

„Dein Zeugnis ist recht zufriedenstellend," sagte der Oberlehrer, „du wirst in die Obertertia versetzt."

In die braunen Augen des Jungen kam es wie ein Leuchten: vielleicht war es auch ein Widerschein des Sonnenstrahls, der soeben den grauen Frühlingshimmel durchbrochen hatte und in das Klassenzimmer fiel. Der Knabe schritt dem Katheder zu und nahm mit leicht zitternder Hand das inhaltsvolle Stück Papier entgegen, aus dem ihm mit grossen schwarzen Buchstaben das Wort „Zeugnis" entgegenleuchtete.

Endlich war alles vorüber. Die Zeugnisverteilung, die endlose Feier in der Aula und die feierliche Ansprache des Direktors, endlich durfte Alfred Steinke, genannt Fredy, mit den anderen Schülern auf die Strasse stürmen und mit einem lauten Juchzer und Luftsprung seiner Freude Ausdruck geben.

Man kann diese Freude verstehen. Ein gutes Zeugnis nebst dazugehöriger Versetzung bedeutet im Leben eines Schülers die halbe Seligkeit. Fredy jedoch durfte daraus die ganze Seligkeit folgern. Seine Eltern hatten ihm als Belohnung für eine gute Zensur eine Osterreise versprochen.

Fredys Vater war ein reicher Mann, der sich und seiner Familie vieles leisten konnte. Zu diesen Leistungen gehörte auch die alljährliche Sommerreise. Aber Fredys Wunsch, einmal ganz allein verreisen zu dürfen, stand er nicht sehr wohlwollend gegenüber. Vielleicht hatte er sogar im stillen gehofft, dass sein Sprössling eine etwas weniger gute Zensur mit nach Hause brachte, um sein, in einer schwachen Stunde gegebenes Versprechen, nicht einhalten zu müssen?

Tatsache war es, dass Herr Steinke mit widerstrebenden Fingern an diesem denkwürdigen Tag in seine Brieftasche griff und dem glückstrahlenden Fredy einen braunen Zwanzigmarkschein aushändigte.

„Dass du mir keine Dummheiten machst, Junge! Du fährst also zur Grossmutter, das sind zwei Stunden Bahnfahrt, dort gibst du deine Sachen ab und kannst dich dann meinetwegen den ganzen Tag über in der Welt umsehen. Aber, abends punkt acht musst du wieder bei Grossmutter zurück sein."

Strahlend — das ist doch selbstverständlich — schien die Sonne, als Fredy am Ostersonntag früh um ½9 Uhr in seinem neuen grauen Anzug, einen Rucksack auf dem Rücken und vielen guten Ermahnungen von Vater und Mutter in den Ohren, dem Bahnhof zuschritt. An der ersten Strassenecke blieb er plötzlich stehen. Er pfiff leise, doch laut genug, um plötzlich ein braunes Etwas aus der soeben zurückgelegten Richtung herbeizurufen. Dieses braune Etwas wedelte mit dem Schwanz, war der Hund der Familie Steinke und hiess, wie viele Dackel, „Purzel". Fredy hatte im letzten Augenblick die Ueberzeugung gewonnen, dass es sich zu zweit besser reisen lässt. Da er jedoch nicht die Gewissheit hatte, ob sich diese Ansicht mit der seines Vaters begegnen würde, hatte er nur mit Purzel gemeinsame Sache gemacht.

Am Bahnhof stellte es sich heraus, dass die Eisenbahnverwaltung kein Verständnis für Reisende besitzt, die sich durch besondere Umstände etwas verspätet haben. Als Fredy mit weltmännischer Geste den Zwanzigmarkschein durch das Schalterfenster schob und herablassend sagte: „Eine Fahrkarte nach Gross-Wiesenthal", guckte der Beamte genau so wie der Herr Oberlehrer über seine Brillengläser und sagte: „Der Vormittagszug fährt da oben gerade los. Die Fahrkarte kostet sechs Mark fünfzehn."

Fredy benahm sich in diesem Augenblick wie ein Reisender, den nichts überraschen kann. Er liess sich seinen Zwanzigmarkschein zurückgeben, versetzte dem laut aufquietschenden Purzel einen etwas unsanften Stoss in die Bauchgegend und schritt, wie selbstverständlich, auf den Wartesaal zu.

Das niederschmetternde Ereignis des abgefahrenen Zuges war nicht wegzuleugnen! Aber, welch erhebendes Gefühl, bei einem diensteifrigen Kellner eine Tasse Kaffee zu bestellen und für Purzel, obgleich er es nicht verdiente, eine Portion Zucker.

„Die gibt's dazu", sagte der Kellner.

Wie freundlich die Menschen alle zu mir sind, fand Fredy. Der Ostertag fängt doch gut an.

Was soll ich nur bis nachmittags tun?

Das einfachste wäre natürlich gewesen, bis zum Nachmittag nach Haus zurückzukehren. Aber diesen Gedanken verwarf er sofort. Nein, er würde spazierengehen und sich die Stadt ansehen! Doch, wenn ihm da einer begegnete, der ihn kannte?

Als Fredy den ersten Schluck Kaffee getrunken hatte, kam die Erleuchtung über ihn. Er wechselte den schönen Zwanzigmarkschein, schob dem Kellner gönnerhaft fünf Pfennig Trinkgeld hin und schritt, von Purzel, der seinen Morgenschlaf fortgesetzt hatte, nur widerwillig gefolgt, dem Ausgang des Bahnhofs zu. Bei einem Zeitungsstand kaufte er sich eine Wegkarte für die weitere Umgebung, studierte einen Augenblick die grünen und schwarzen Striche auf der Landkarte und setzte sich mit grossen Schritten in Bewegung.

Er wusste jetzt, was er wollte, wenn er gut zuschritt, dann erreichte er bis zum Abend Gross-Wiesenthal und, für die sechs Mark fünfzehn, die er dabei sparte, konnte er sich nach Ostern etwas Herrliches kaufen.

Fredy und Purzel schritten in den Ostermorgen. Bald hatten sie die Stadt hinter sich und befanden sich auf der Landstrasse. Schön geputzte Menschen gingen an ihnen vorüber, Fuhrwerke kamen ihnen entgegen und von irgendeinem Kirchturm läuteten die Osterglocken. Die Hühner, die in dem kleinen Vorort, der nun passiert wurde, frei herumliefen und für Purzel eine Quelle des Vergnügens bildeten, gackerten triumphierend, als wenn sie sagen wollten: „Wie würdet ihr Menschen Ostern feiern, wenn unsere Eier nicht wären, denn, wir legen die Eier und der Osterhase schmückt sich mit fremden Federn," die Gänse machten in einer Wasserpfütze Morgentoilette und ein Kater schnurrte behaglich auf einem Fensterbrett.

Vier Stunden mochte Fredy gegangen sein, als er begann Hunger zu spüren. Aber als Weltmann schien es ihm unwürdig, am Wegrand Platz zu nehmen und den Rucksack zu öffnen. Er blieb einen Augenblick stehen, um die Landkarte zu studieren. Nachdem er festgestellt hatte, dass das nächste Dorf bald erreicht sein müsse, redete er Purzel gut zu, um nach einstündiger Wanderung, ohne sein Ziel erreicht zu haben, Brot und Wurst mit Purzel zu teilen.

„Wie weit ist es noch bis Gross-Wiesenthal?" fragte er einen Bauern, der mit sechs Kindern vorüberzog.

„Immer geradeaus," klang es zurück, „da werden Sie schon hinkommen!"

Mehr als Wurst und Brot fühlte sich Fredy durch dieses erste „Sie" gekräftigt. Und nur so ist es verständlich, dass er ohne Rast bis zum Spätnachmittag einhermarschierte, als er wieder ein Dorf betrat und erschöpft nach Gross-Wiesenthal fragte. Aber kein Mensch wusste, wo dieses liegen sollte.

Fredy ging auf den Gasthof des Dorfes zu und bestellte eine Suppe und einen Braten. Die sechs Mark fünfzehn würden ja nun nicht mehr ganz gespart bleiben, aber den ganzen Tag nichts Warmes zu essen, das hält selbst ein Tertianer nicht aus. Die Suppe schmeckte prächtig und der Braten war saftig und lecker.

In der Wirtsstube sassen viele Menschen. Ganz besonders interessierte Fredy ein Ecktisch, an dem ein Mann mit langen Haaren sass, von fremdartig aussehenden Frauen umgeben. Diese trugen bunte Gewänder und lange Ohrringe. Sie hatten schwarze, glänzende Augen und redeten viel und laut durcheinander. Sie schienen Purzels Missfallen zu erregen, denn er knurrte so anhaltend nach dieser Richtung, so, wie vor kurzem Fredys eigener Magen geknurrt hatte.

Fredy winkte dem Kellner, er wollte zahlen und sich dann nach einem Nachtlogis umsehen, denn das stand fest, heute war es nichts mehr mit Gross-Wiesenthal. Er griff in die Tasche, um sein Geld herauszuziehen.

Dieser Augenblick war für Fredys Osterausflug der entscheidende: er zog nämlich die Hand ebenso heraus, wie er sie hineingesteckt hatte! Das Geld war verschwunden!

Der Kellner, dem der Junge schon verdächtig vorgekommen war, begann auf Bezahlung zu drängen. Die Leute wurden aufmerksam und bildeten einen Kreis um den Tisch. Auch der fremdartig aussehende Mann mit den Frauen war hinzugekommen und guckte neugierig den Jungen an, der mit hochroten Wangen erklärte: „Ich muss mein Geld verloren haben! Aber mein Vater wird Ihnen den Betrag nach meiner Rückkehr sofort einschicken!" Jetzt trat der Wirt hinzu und, da er kein Kinderliebhaber war, verlangte er Bezahlung oder drohte mit Verhaftung.

„Lassen Sie mich hier übernachten" bat der vollkommen zusammengebrochene Fredy, „mein Vater bezahlt alles!"